

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

210 (10.9.1932) Die Mußestunde

tekte das Universitätsvermögen, sowie die wissenschaftlichen Sammlungen an Halle, Marburg und Göttingen. Und so haben die Alma mater, an der er wirkte, und der gelehrte Conderling selber der Bergänglichkeit ihren Tribut zahlen müssen.

Der Gewürzgarten der alten Aegypter

Von Phönix

Wie über das gesamte Tun und Treiben der Aegypter, ihr Wohnen und Arbeiten, ihre Tiere und ihre Bauten, so sind wir auch über die Pflanzenwelt des herrlichen Nillandes aufs beste aus den zahlreichen Inschriften unterrichtet, die sich auf den erhaltenen Monumenten und Tempeln sowie in den Gräbern vorfinden. Die ägyptischen Künstler haben die verschiedenen Gewächse mit der ihrem eigenen Schaffen Naturtreue abgebildet, so daß er leicht fällt, ihr „Nam und Art“ zu bestimmen.

Am häufigsten findet sich in der Darstellung der bildenden Kunst der Lotos, der geradezu als Wappenblume von Oberägypten gilt. Er war in der Hieroglyphenschrift auch das Zahlzeichen für Lausend. Götter und Götinnen werden mit dieser wundervollen Blume geschmückt dargestellt. Nach den Abbildungen lassen sich deutlich drei Arten von Lotos unterscheiden: der ägyptische Lotos, der blau und der indische Lotos. Ersterer hat leuchtend weiße Blüten, wie unsere Seerose, die ja eigentlich dieselbe Pflanze ist. Der blaue Lotos ist nur in Aegypten heimisch; der indische ist rosencrot gefärbt. Er wurde erst zur Zeit des hellenischen Herrscherhauses der Ptolemäer in Aegypten eingebürgert. Von allen Lotosarten ist man dem Samen und die Wurzeln als wohlschmeckendes Gemüse. Man schmückte sich bei Festen und Opfern mit Lotoskränzen, und schöne Frauen sieht man auf den Wandgemälden meist mit einer Lotosblüte auf dem Haupte.

Die zweite Charakterpflanze des Nillandes, die Papyrusstaude, findet sich ebenfalls als Wappenblume für Unterägypten verwendet. Aber diese schöne Staude war eine wertvolle Nutzpflanze: ihren Wurzelstock aß man, machte Mehl daraus, und wenn er dürr war, diente er in dem holzarmen Lande als Brennmaterial. Aus der Rinde und den Halmen verfertigte man Körbe, Matten, Segel und Sella, und die Äsche der lebhaft gelb, rot oder orange gefärbten Blütenöldolen wurde mit Wein gemischt als Schlafmittel gegeben. Hauptsächlich diente aber die Papyrusstaude zur Erzeugung von Papier, das ja von ihr seinen Namen hat. Ein schreibstoffiges und literarisch eifrig tätiges Volk wie die Aegypter brauchte viel Papier, und so finden wir schon um 3300 v. Chr. Papierfabriken vor. Griechische und römische Schriftsteller haben uns die Art der Papiererzeugung genau beschrieben: der Schaft der Pflanze wurde mit einem scharfen Messer in Streifen zerteilt, diese dann zu Blättern beliebigen Formats zusammengeklebt und sodann gepreßt. Ein jeder Papyrus, der unseren Blick in den Museen fesselt, ist auf solche Art fabriziert worden. Die Papierfabriken beschäftigten Scharen von Arbeitern und Arbeiterinnen, und auch die Ausfuhr des Fabrikats war eine bedeutende.

Fast so reichhaltig wie einer von heute war ein ägyptischer Gemüsegarten bestellt. Da finden wir — die Abbildungen belehren uns ausführlich darüber — Zwiebeln, Knoblauch, Melonen, Bohnen, Erbsen, Linsen, Rettiche und Kohl. Dies alles waren Volksnahrungsmittel, und so konnte Pilatus schreiben: „Ganze Völker ernährten sich von Gemüse wie die Aegypter.“

Die Dpfertische sind reich mit den verschiedensten Gemüse beladen; darunter finden wir auch Artischocken und Spargeln.

Auch der wilde Sellerie war den Aegyptern bekannt; er wurde als Totenblume verwendet, und es sind Mumien gefunden worden, die auf der Brust Gewinde von Sellerie trugen.

Auch in den Kränzen, die man im Sarge des Königs Tut-Anch-Amons fand, war der Sellerie vertreten. Auch Kornblumen enthielten diese Gewinde, ferner Alraunen oder Madragora, Nachtschatten und Oliven- und Weidenzweige. Man sieht also, daß Aegyptens Flora in jeder Hinsicht, sowohl für das Angenehme wie auch für das Nützliche, eine reiche Auswahl hat.

Abschied um Nichts

Von J. E. Poritzky

Es war nicht leicht für den kleinen Jungen, alle die vertrauten Dinge auf einmal zu verlassen. Die winkligen Zimmer hatte er so gern; sie waren voll guter Gerüche. Die Gerüche gingen sogar durch seine Träume. Die Vorhänge mit dem hineingewebten Drahtmuster Siegfried, die dadelbraunen Schränke mit den ährenden Läden, der gespaltene Eichentisch und die knackenden Strohsühle, alle waren für seine guten Kameraden gewesen, solange er denken konnte. Braue Invaliden, die viel mitgemacht hatten. Aber er hatte gar nicht gewußt, wie gern er sie hatte. Jetzt erst merkte er

es. Die Betreuung der Mutter hatte er ja auch nie gemerkt, und doch war sie überall zu spüren; sie war Tag und Nacht über ihm. Er saß in ihm drin, wie ein Spreißel im Fleisch, und tat weh. Sein Jungengesicht wurde grün und alt, und sein Mund wurde ganz dünn. Der Vater hämmerte an einer Kiste, die Mutter hackte in der Küche einen Kalbsknochen entzwei, um das Mark herauszu kriegen, das er so gern aß. Alles war wie sonst, gar nicht als ob er fort müßte.

Draußen war Sommer. Die Sonnenstrahlen bligten auf und erloschen, kamen wieder und erloschen wieder, als ob jemand an elektrischen Knipser spielte. Es roch nach Staub auf der Straße und nach gegorenem Bier. Eine verunglückte Bauernfrau rief Bergamottenbirnen aus; die Mutter kam heraus und kaufte ein Pfund für ihn. Für die Reise. Hinter der Biensfrau ratterte ein Schwarzwaldbauer und bot seine Heidelbeeren an, die er auf einem Wägelchen hinter sich her zog. Die Mutter kaufte auch davon zehn Pfund zum Einmachen, die wollte sie ihm dann mit der Post nach Lobberich schicken.

Das Gewicht des Koffers machte ihn ganz schräg. „Schief ist englisch“, so riefen ihm die Buben nach. So ging er zur Bahn an den schattigen Häusern vorbei, die er so gut kannte, an den Nachbarn vorbei, die ihn neugierig betrachteten, als ob sie ihn nie vorher gesehen hätten. „Geht's jetzt los?“ fragten sie. Er schluckte und würgte und wollte lachen; aber das Lachen fullerte wie eine Pfeilfeder gleich wieder in den Magen zurück und schmerzte. Herrgott nochmal, der Koffer war verflucht schwer; aber es machte ihn doch froh, an den braunen Anzug zu denken, der vom Vater kunstgerecht drin eingepackt lag und der von Woche zu Woche aufgehoben würde für eine besondere Gelegenheit. Jetzt war diese Gelegenheit da; er saß in der Gelegenheit drin wie in einer Falle, und sie tat sehr weh. Der Vater kaufte die Fahrkarte nach Köln, weil es nach Lobberich keine direkte Karte gab, und steckte sie ihm zu. Da fühlte sich der Junge mit einemmal ganz leer werden. Der Vater schien es zu merken; er sprach zweckhaft auf den Jungen ein, und redete ihm die Ohren voll, türmte Hoffnungen vor ihm auf, häuserhoch, daß er glaube, er müsse von all den Worten überlaufen.

„Daß dein künftiger Prinzipal krank ist, gibt dir Gelegenheit, alles allein zu machen. Du bist dort sicher, wie dein eigener Herr. Kannst reich werden in ein paar Jahren und uns allen aus dem Dreck helfen. Natürlich viel Arbeit, aber das ist gesund für dich. Denk mal, wie famos für solch einen Lausbuben wie dich. Bist dreizehn Jahre alt geworden, eine Woknase, und schon dein eigener Chef, dort, in Lobberich.“

Die Worte liefen wie ein Wollmäul auf ihn zu, das aber immer wo anders hinrollte. In seinen Ohren war nur Spägerschilpen, Lokomotivlärm und ab und zu ein Schwalbenjauchzer. „Wenn du nach drei Jahren dort angelernt hat —“, sagte der Vater leidenschaftlich. Er haßte den Vater, der ihn wegriß von der Heimat und dazu noch so tat, als schenke er ihm mit dieser verfluchten Fahrkarte einen großen Lotteriegewinn. Der Vater schwenkte die Hände wie ein Zauberer und redete zu, als sei die Lehrlingsstelle in Lobberich der reine Zucker.

Wie weh das tat, in diesen dunklen Wagen steigen zu müssen zu all den fremden Leuten. Eigentlich weinte er. Wenn sich auch keine Tränen zeigten, fühlte er doch, daß seine Innenaugen weinten. Das Gehirn zerriss ihn schier. Dann piff die Lokomotive wütend „Schluß!“ und fauchte zum Bahnhof hinaus.

Plötzlich saß der Junge wieder zu Hause, obwohl er mit den Außenaugen sah, daß er im Eisenbahnabteil saß, eingeklinkt zwischen lauter fremden Menschen, die dicke Knoblauchwürst aßen und Butterbrote, von denen sie große Würfel abschneiden. Sie kauten mechanisch wie Säule und grinsten dem Jungen zu. Pfeifentabak drang ihm in die Nase und schwebte über den Köpfen wie vom Winde bewegtes Spinnweb. Aber dann fing wieder der Spreißel an weh zu tun, der saß im Fleisch und schmerzte wie ein Biensstachel. Die Wangen wurden ihm hohl vor Gram. Telegraphenstangen liefen in entgegengesetzter Fahrtrichtung vorbei, Baumkronen voll grüner Äpfel, weiter hinten Kirchtürme, abgemähte Weisen. Die Räder hackten ihm den Kopf entzwei, bis er nichts mehr spürte und so hindämmerte. Es wurde grau in ihm, dann wurde es finster in ihm und dann kalt. Ein Schaffner kam mitten im Fahren herein und zündete die dreidigen Lampen an der Decke an, die ein fadens Licht hergaben. Es roch nach Gas, nach Labak, nach Schweiß. Die Schwaden besäubten ihn. Es puckerte noch einmal im Herzen, wo der Stachel saß, und dann schlief er ein.

Er mußte durch den Laden, um in die Wohnung zu kommen. Im Laden roch es nach Wachstuch, nach Barchent und nach Appreturen. Die Rolläden waren herabgelassen, aber durch die klaffenden Ritzen drangen flache Blisse, Fluten gelben Sonnenlichts. Er hörte es weinen im Haus. Dreißigmal. Das Weinen tropfte aus allen Ecken, wurde lauter, schwoll noch mehr an, jemand hämmerte eine Treppe herunter, und dann stand mit einemmal eine schwarze heulende Frau vor ihm mit zertraumtem Haar. Sie brachte einen strengen Jodoformgeruch mit und hatte Wattleffeln am schwarzen

Kleid. Schwarzend putzte sie sich die Nase und wuschte ihre nassen Augen ab. Dann betrachtete sie den Jungen mit hücheln und sagte: „Guten Tag. Sind Sie's? Es ist noch ein Geruchchen Kalbsbraten da von gestern.“ Sie schluckte und meinte mit den Fäusten verzwirbelt auf die Treppe und weinte wieder. „Nein, nein, nein! O Gott, o Gott, o Gott!... Sie können alles aufessen, heute wird nicht getocht... Nein, nein, nein! O Gott!“

Er wollte der Frau etwas sagen, aber die Worte glitten ihm fort, als ob es Nale wären. Die Frau heulte stößweise und schlug mit den Fäusten auf irgend was los und lief wieder die Treppe hinauf. Abends regnete es. Das Hausmädchen, das sicher schon voriges Jahr seinen hundertsten Geburtstag gefeiert hatte, zeigte ihm seine Kammer. Aber es war nur ein Verlöblich mit einem Fensterchen, nicht größer als ein Briefbogen. Sauber war alles, aber die Waschtisolette war eine Kiste, und die zwei Hocker waren kleine Rifen, und der Schrank war eine große Kiste mit gekrümmten Nägeln innen zum Einhängen. Umdehnen konnte man sich nicht, weil kein Platz da war. Entweder mußte man sich gleich ins Bett legen oder gebogen wie ein U-Teichen auf einem Hocker sitzen. In der Kiste hing der braune Anzug leer und wehmütig schlatternd wie eine Vogelscheuche. Der Junge mußte auf dem Hocker einen Büdel machen. Er schaute hinaus auf das Regengetrüffel, kaufte an dem kalten Kalbsbraten und weinte.

Der Laden war gar nicht aufgemacht worden. Gleich am Tag seiner Ankunft war er zu und blieb zu. Die Beeridigung war zwei Tage später. Der Pfarrer hatte ein weißes Spitzenhemd über dem schwarzen Jalar, und unten guckten die schwarzen Hüften heraus. Der Ministranten trugen lange Lichter, und die Chorknaben in weißen Ueberhemden sangen etwas lateinisches mit ganz sadendünen Stimmen und schlenterten ihre Weißbruststessel an langen Ketten hin und her. Wie das alles vorbei war, kamen Gerichtspersonen und andere Leute. Sie gingen im Laden hin und her, ta-rierten, rissen Warenballen aus den Fächern, maßten und redneten. Es war der reine Laubenschlag. An der verschlossenen Ladentür wurden rote Zettel angeheftet, die die Versteigerung anzeigten. Die Frau bummelte noch immer mit den Fingern auf die Tische. Sie hatte ein ganz geschwollenes Gesicht.

Am vierten Tage sagte so ein dicker Schreiner zu dem Jungen, er könnte jetzt wieder nach Hause fahren; es sei ja nun doch nichts geworden mit der Stellung. Wegen Todesfall, ja, leider Gottes. Der Junge bat, daß er es doch seinem Vater depeßieren möchte, daß der Herr Kleberich gestorben sei, und daß das Geschäft aufgelöst werde, und daß er deswegen wieder heimkomme, sonst meine sein Vater vielleicht, es sei alles Schwindel, und er sei bloß vor lauter Heimweh durchgebrannt. Der Dicke lachte und sagte: „So pleite — so pleite; die Depesche riskieren wir auch noch.“ Er bekam noch eine Latte Kaffee mit einem trockenen Wasserweck und dann brachte ihn das Hausmädchen zur Bahn, weil es furchtbar weit war und weil er den Weg nicht genau kannte.

Das Hausmädchen konnte sich noch an die Zeit erinnern, als es noch keine Bahn im Lande gab, und sie erzählte, wie alle Leute sich bekreuzigten, als die erste Lokomotive vorbeikam und Dampf ausstieß. Er hörte gar nicht zu. Er dachte nur immerfort an den braunen Anzug, der wahrscheinlich zu Rindelmüdel wurde im Koffer, so schlecht hatte er ihn eingepackt. Es ging ja auch Holterdipolter. Und dann dachte er an die Heidelbeeren: hoffentlich hatte die Mutter sie noch nicht abgesehen. Er hatte Schwielen an den Händen vom Koffertragen, aber das machte nichts. Und mit einemmal, wie er wieder im Zuge saß, der ihn in sechzehn Stunden von der holländischen Grenze nach Hause bringen sollte, wurde es ihm drein ganz rund und hell.

„Na, da bist du ja wieder,“ sagte der Vater mißbilligend, der ihn von der Bahn abholte. „Die teure Reise nach Holland war sehr nötig. Man hätte den Mann dort ohne dich gar nicht bezerdigen können.“

Ein Paar Schuhe

Von Heinz Kiepmann

Ein junger Mann aus der besten Pariser Gesellschaft, dessen sicheres Auftreten nicht nur in seinem Geltungsbedürfnis, sondern auch in seiner gefestigten Weltanschauung begründet war, groß, schlant, blond, Monokel im Auge, hohe Stin, hochmütige Mundwinkel, also recht ein Typ für Pariser Frauen, kam an einem kühlen Tag, gelangweilt und unzufrieden von einer seiner abenteuerlichen Reisen in den wilden Gebirgen des Riß, den asiatischen Tiefen, den malaisischen Sümpfen oder den ägyptischen Ruinenstädten zurück, veräumt den Anschlußzug und mußte nun, dreihundert Kilometer vor Paris, in dem einzigen unkomfortablen Hotel einer verregneten Landschaft übernachten. Durch seine großzügigen Lebenserfahrungen hatten die Eigenarten einer Landstadt — noch dazu im Regen — niemals einen Reiz auf ihn auszuüben vermocht, so fühlte er sich zu einer nachlässigen und schlaffen Neugier verpflichtet und beschloß, den Abend in der Wirtsstube des

Gasthofes zu verbringen. Nachdem er seine Kleidung nach der letzten Bedachtigkeit, die den Reisenden hierfür gestattet ist, sorgfältig geordnet hatte, verließ er sein Zimmer im ersten Stock und trat auf den schwach erleuchteten Korridor, um sich hinunter zu begeben, als er, schon den Fuß auf der Treppe, durch das Geräusch des Öffnens einer Tür veranlaßt, sich instinktiv umdrehte. Er sah nur einen Arm, einen nackten Arm von bestückender Weisheit und vollfleischiger Schönheit mit sanfter Rundung der Form, schmal, sehr zarte, spitze, fattschimmernde Hände, ein Paar Damenschuhe zierlichsten Formats vor die Tür stellen. Dann zog sich der Arm zurück, die Tür wurde geschlossen und der junge Mann, sein Name ist Alexandre — verlor im Augenblick seine forcierte Lässigkeit, er wurde ein Jäger, horchte nach allen Seiten, schlich zur Tür zurück und besah die Schuhe: es war allerfeinstes Modell von erstem Geschmak. Da näherten sich Schritte, ein paar Viehhändler aus dem vierten Stock polterten die Treppe herunter, Alexandre folgte ihnen, wieder in der lässigen Pose, die ihm bei banalen Gelegenheiten zur Gewohnheit geworden war.

Um diese Erzählung einer nicht alltäglichen Begebenheit nicht mit der Feinheiten eines psychologisch oft geklärten Gefühlskomplexes zu belasten, sei nur kurz berichtet, daß die Neugier des jungen Alexandre, angefaßt durch die Unmöglichkeit, die Besitzerin der Schuhe und des Armes durch persönlichen Scharm und gefühlsmäßiges Einstellungsvermögen auf weibliche Psyche zu erobern, ja selbst nur zu Gesicht zu bekommen — was fast dasselbe wäre — einer Unturbe wich, der er kaum Herr werden konnte. Alle Unternehmungen die Unbekannte kennen zu lernen, misfieteten, und sein Stolz vermochte ihn nicht zu bewegen, den Inhaber des Gasthofes oder eines der Mädchen über die Dame zu befragen. So verlängerte Alexandre seinen Aufenthalt in der Landstadt — dreihundert Kilometer vor Paris, wo ihn Freunde und Freundinnen erwarteten — erst aus Laune und dann aus Trotz und schließlich aus Abenteuerlust; täglich und stündlich strich er um ihre Fenster, ihre Tür, streichelte des Abends die kleinen Schuhe, die noch warm in der zarten Hülle, ihn bis zur Tollheit reizten. Aber es wollte ein eigenartiges Geschick, daß sie, die wohl selten, aber doch immerhin ihre Zimmer verließ, nie mit ihm zusammentraf. — Er verwünschte sich und seine Ungeduld, wenn er des Morgens aus seinem Zimmer trat — sehr früh — und die Tür nebenan war geöffnet, so daß er hineinsehen konnte; und das Bett war aufgedeckt, die Fenster geöffnet, und eines der Mädchen, das im Hotel den ersten Stock zu bedienen schien, Claire, ordnete die Kleinigkeiten auf dem Waschtisch, die eine große Dame dokumentierten.

Drei Wochen lang dauerte das Spiel. Einmal hieß es, die Dame sei krank, ein anderes Mal, sie würde abreisen, aber immer war es das junge Mädchen Claire, das ihm vertraulich Auskunft gab, seit er sie — der gewohnt war, Dienstboten — und dafür hielt er sie — nie zu beachten, das erste Mal vor einigen Tagen gefragt hatte. — Er sah sie an, sie war klein und hübsch und zart, sie hatte gute Manieren und jene halbgeschlossenen, tiefen Augen, die so verheißungsvoll und blutregend auf einen empfänglichen, seit drei Wochen in der verregneten Troving lebenden jungen Mann wirkten können.

Er kam wieder nach unten, er war eben aufgestanden, noch früher als gewöhnlich — aber wieder hatte er nichts erreicht: nur Claire, das Mädchen, war da. So ging er in die Gaststube, vertiefte sich während des Frühstücks in das Lokalblatt und schritt dann hinaus auf die morgendliche Straße, die Hauptstraße. Zwei Reihen Häuser, kleine und kleinere, in vielen grauen Farben und Mustern errichtet, jedes mit Fenstern und kleinen Gärten und Läden und alten Leuten und Kindern. Er ging den täglichen Weg, weit über die Stadtgrenze, in die jungen Felder, über die der Wind strich — und die Vögel —, dann kam der Wald, wo Birken, schmale, grazile Stämme mit hellgrünen Blättern von einer plumpen Zartheit wie Babyhände standen — es war still und der Wald dehnte sich, und es wurde immer lichter im Laub, weil die Sonne kam.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt rief er dann eines Spätnachmittags, nachdem er den ganzen Tag in der Tür seines Zimmers gefressen hatte und nicht zum Essen und nicht spazieren gegangen war, sondern immer nur gewartet hatte, Claire. Claire kam, sie war sehr schmal und süß; so kleine Hände, seltsam, dachte er. „Claire,“ sagte er, „ich reise ab.“ Und plötzlich an dem Erschauern ihrer Hände die Gefühle und auch die Lieblichkeit dieses Mädchens erkennend, fügte er noch — stammelnd, verwirrt und selbst im Grunde der Lächerlichkeit seines sentimental Benehmens sich bewußt, einiges hinzu, da aber entriß sie ihm ihre Hand und lief die Treppe hinauf. Er setzte sich ans Fenster. Da er nun einen Entschluß gefaßt hatte, wurde es ihm, dem abenteuerlichen Reisenden und Erleber tausend erregender Welten, schwer ums Herz. Plötzlich ließ ihn ein Geräusch aufhorchen, die Nebentür wurde geöffnet.

Mit zwei Sähen war er an der eigenen Tür, öffnete sie geräuschlos und doch schnell genug, um gerade noch zu sehen, wie der sanfte Arm der Unbekannten die kleinen Schuhe einer großen Dame